

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Anzengruber, Ludwig: Ueber die Freiheit des menschlichen Willens

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

„Martl, warum sollt' ich nicht?“

„Bartl, ich trau dir nit. Als Burschen hat mer dich mit kein' Aug' in der Kirchen g'seh'n, bist all den frommen Bränden ausg'wichen, hast z' Oftern nit beicht' und an Aischermittwoch dich nit einäschern lassen. Ich fürcht', ich fürcht' —“

„Martl, was fürcht' si?“

„Das' unser Herrgott wenig Freud' an deiner Frumtheit haben kann! Is die nit von weiter her, als von wie kurz sie sich schreibt, nämlich seit deiner Verheiratung, so steht sie auf schwachen Füßen. Es schaut vöblig aus, als ob du dein Weib z' G'fallen und s' lieben Hausfriedens willen dich zum fleißigen Kirch' such und Gebrauch der Gnadenmittel anschiden thät'.“

„So is's auch. Kenn du mein Weib! Wann ich nit Gott dien', wär' der Teufel los.“

„Bartl, dö's is kein' rechte Red'. In dir steckt noch dein ledig Burschendenken, wo d' auch oft s' Maul groß aufgethan und g'sagt hast, du gäb'st af Himmel und Höll' nit.“

„Das' mer nit G'wis's weiß, war mein Meinen.“

„No und bist bist g'wis'?“

Der Bartl zuckte die Achsel.

„Siehst! Warum nachher —“ sagte aufgeregt der Martl — „warum nachher stellst dich so an?“

„Martl, laß' dir sagen! Weil der G'scheitere nachgibt, und daß ich der G'scheitere bin, das erschplitzich ich dir af der Stell'. Halt' a wenig!“

Bartl hielt den Martl zurück, daß die Entfernung zwischen ihnen und den Weibern noch grööser wurde, obwohl die ohnehin kein Wort hätten hören können, dann sagte er:

„Entweder mein Weib hat Recht, dann is's eh' recht und wir kämen allzwei in Himmel, oder sie hat nit Recht, is auch recht, sonst hätt' ich schon d' Höll' af Erden g'habt!“

### Über die Freiheit des menschlichen Willens.

Gespräch zweier Spitzbuben

von

L. Anzengruber.

Saßen da ein paar unverbesserliche Spitzbuben wieder einmal hinter Schloß und Riegel. Unter Kollegen benannte man den einen „Höber-Peter“, weil er ein baumlanges, bageres Mensch war, und den andern „Räum'-aus-Ferdl“ seiner Geschicklichkeit halber. Auf diese Rufe waren sie gewohnt zu geben, an ihre Geschlechtsnamen wurden sie nur zeitweilig, aber dann in höchst unangenehmer Weise erinnert, wenn über sie im Gerichtssaale verhandelt wurde.

Der „Höber-Peter“ hatte eine neugierige Hand und bekam leicht den Krampf in den Fingern; die Hand forschte leidenschaftlich gerne dem nach, was in fremden Taschen stat, und wenn dabei unglücklicherweise die Finger einem Krampfanfalle erlagen, so zogen sie heraus, was eben zwischen sie geraten war. Der „Räum'-aus-Ferdl“ dagegen war ein Märtyrer seiner Höflichkeit. Er trug sich nämlich mit der ernstlichen Absicht, wohlhabenden Leuten seine Aufmerksamkeit zu machen und sie um eine Unterstützung anzugehen, damit er sich ehelich durchs Leben bringen könne, aber seine Bescheidenheit sagte ihm, daß er durch seine An-

wesenheit leicht lästig fallen dürfte, und so besuchte er denn die Leute, wenn sie abwesend waren und nahm aus der Wohnung nur einige Kleinigkeiten mit, von denen er dachte — er hatte eben auch eine etwas lebhaftere Phantasie — daß man sie ihm auf dringendes Bitten ohnehin geschenkt haben würde. Es war auch nie mehr, als ein einzelner Mann fortzuschaffen konnte.

Diese beiden also hatten, wie es in der Spitzbubensprache heißt, wieder einmal „Unglück gehabt“, denn daß ihnen nach Recht geschehen sei, das wollen sie nicht Rede haben und sind in dem Punkte gewissen Weibern gleich, die obwohl sie durch Leichtsinns allen Anlaß geben, über die Strenge ihrer Männer sich höchst unglücklich fühlen; mit paar Thränengüssen und ethischen leidenschaftlichen Anklagen gegen das Geschick helfen sich diese langhärigen Spitzbuben jed'mal über derlei hinweg, während es bei den langjährigen gar nur der Mischung von ein Teil Seufzern und doppelt so viel Flüchen braucht, damit so einer wie es in dem alten Bänkelsängerliede heißt:

Glücklich ist,

Wer vergißt,

Was nicht mehr zu ändern ist!

Geseufzt und geslucht hatten der „Höber-Peter“ und der „Räum'-aus-Ferdl“ bereits ihr rechtschaffen Teil, und als sie jetzt, dadurch einigermaßen beruhigt und getröstet, auf ihren Britschen lagen, fühlten sie das Bedürfnis nach einer unterhaltenden Ansprache.

Aber auch da, erst das Geschäft, dann das Vergnügen.

„Kommst du manchmal zum Bücherlesen?“ fragte der „Räum'-aus-Ferdl“ von seiner Britsche nach der seines Bellengenossen hinüber.

„Wißt nit wie,“ sagte der „Höber-Peter“. „Bücher führt selten einer im Sacke mit; würd' mich auch hüten, danach z'greifen, ander's is mir lieber.“

„Freilich,“ nickte der Ferdl. „Aber laß' dir erzähl'n. Bei mein' letzten Einbruch — er war noch gar nit aufkommen, aber daß's in ein'm Aufwaschen geht, hab' ich'n freiwillig z' Protokoll geb'n, dö Handvoll d'rauf hat auch nit mehr am Straßaz g'ändert und mir is just der Milderungsgrund des G'ständnisses ang'standen — bei dem Einbruch also hab' ich vom Tisch im Salon a Broschur mitgeh'n lassen, dö hat mich verinteressiert. Freunderl, für ein' von unser'm G'schäft wär' das a Glück, wann alle Leut' so denken möchten, wie derselbe Schreiber.“

„No, was schreibt er denn?“ fragte der lange Peter.

„Obendrein mußt wissen, daß der Mann a ordentlicher oder gar a außerordentlicher Professor is! Er schreibt, daß der Mensch eigentlich kein freien Willen hätt', daß alles, was einer thut und treibt, von einer Verkettung von lauter Umständen herrührt, und an derer Ketten hängt unser Willen, und da giebt's dö's nit, daß einer kann, wie er will, sondern er will, wie er muß!“

„Da kennst dich kein Teufel aus.“

„Warum denn nit? Sei nit dumm! Einfach.

Versteht, du bist a Dieb.“

„Räum'-aus-Ferdl! Ich rat' dir's!“

„Na, unter uns, ohne Belcidigung.“

„Dö's is was anders, also weiter um a Haus.“

„Wie bist's word'n?“

„No mein, wie man stiehlt, das wirst doch selber wissen; man greift ein'm in d' Taschen und zieht, was sich vorfind't.“

„Dö's versteht sich. Ich mein', hat dich die Not dazu trieb'n?“

„Nein, aber Geld hab' ich braucht, daß ich mein Mädäl ausfüh'r'n kann z' Oftern.“

„Also aus Neigung, und 's Mädel war der Anlaß, d' Lieb' der eine Umstand, 's Ausfüh'n der andere, d' Ofterfeiertag' wieder einer, da hast d' ganze Ketten. Du wärit gar fein Dieb nit word'n, wär das Mädel nit g'west.“

„Oder ein' andere.“

„Also wann kein Mädel auf der Welt wär, wärit teiner word'n, no sein aber ihrer viel tauisend Millionen auf der Welt, folglick mußt'it a Dieb werd'n, dös war dir so gut wie bestimmt.“

„Na ja, so kriegt die Sach' a G'sicht und a Farb'.“

„Und heut' bist noch einer! Warum?“

„Ferd! Ich sag' dir's!“

„Aber ohne Beleidigung.“

„Ja so. Warum ich heut' noch einer bin? Weil ich mir anders g'lernt hab'.“

„Da hast es, die geringe Bildung is der Anlaß, die Secatur von dös Behörden is der eine Umstand, das ewige Einsperr'n der andere, daß der Mensch nit von der Luft leben kann, wieder einer; da hast d' ganze Ketten beinand', darum mußt auch a Dieb bleiben wollen, ob d' magst oder nit.“

„Hörst, Räum'-aus-Ferd!, glaubst du d'rauf?“

„Der Gefragte nickte ernst.“

Da lachte der „Höher-Peter“ und darauf schallte auch von der Britische des „Räum'-aus-Ferd!“ her ein helles Gelächter.

„Ich mein' nur, 's wär' gut, wenn d' andern Leut' d'ran glauben möchten.“

„Pfaff' du!“ schrie der lange Taschendieb. „Was wär' denn damit auch g'wonnen? Nix, gar nix, jag' ich dir. Warum sperrt man uns denn ein? Dös Paragrappen sein der Anlaß, der Schandarm' is ein Umstand, der Richter der andere und der B'schließer is auch einer, da hast wieder d' ganze Ketten fertig, und zwischen uns und dös andern bleibt's allweil d' alte Haub'n, wann d' auch 's Futter herauskehrst! Du und dein Professor könnt mit der Weisheit einpacken. Ob ich kann, wie ich will, oder will, wie ich muß, da frag' ich ein' Teufel danach; wann von einer Verkettung von Umständen herrührt, daß wir stehlen müssen, so rührt halt auch von einer Verkettung von Umständen her, daß uns die andern einsperrn müssen!“

### Kapitän Webb.



Mut ist eine der schönsten Charaktereigenschaften des Mannes, und hochgeachtet und geehrt steht der da, der ohne Bedenken Gut und Blut zur Erreichung eines edlen, sittlichen Zwecks daransetzt, denn der wahre Mut ist eben die Einsetzung des Höchsten für die Erreichung eines auf moralischer Grundlage ruhenden Ziels, selbst unter den gefahrdrohendsten Verhältnissen, d. h. also das Ergebnis selbstbewußter Überzeugungstreue. Fehlen diese Bedingungen, setzt jemand sein Höchstes, sein Leben, ohne zwingenden moralischen Grund für irgend ein gefährliches Ziel ein, so ist das nichts weiter als Mutwille, der niemand Achtung abnötigt; thut er das aber etwa bloß aus Prahlerei und Eitelkeit, um sich anstannnen und bewundern zu lassen, oder gar um einen materiellen Gewinn dadurch zu erzielen, z. B. um einer Wette willen, so ist das verächtliche, ge-

wissenlose Waghalsigkeit. Ein Bedauern kann man für solch einen Menschen nicht haben, wenn er bei seinem Wagnis verunglückt oder zu Grunde geht. Er hat es eben ohne Ursache nicht anders gewollt und das Bibelwort: „Wer sich in Gefahr begiebt (nämlich grundlos), der kommt darin um!“ d. h. der verdient, darin unzutreffen, tritt hier in sein volles Recht.

Einen neuen Beleg hiesfür bietet der Tod des englischen Kapitäns Webb, des bekanten vorzüglichen Schwimmers, der schon in der Jugend ganz erstaunliche Verweise seiner Schwimmkunst dadurch gab, daß er noch als Schiffsjunge bei Sturm über Bord in das tobende Meer gefallene Matrosen aus den schäumenden Wellen holte und wieder glücklich an Bord brachte.

Mit den Jahren, mit der Kraft und mit den Erfolgen wuchs seine Unerfurchenheit und sein Mut, der schließlich in eine Waghalsigkeit ausartete, die er mit dem Leben bezahlen mußte. Denn ein solche, ja man möchte sagen, eine unbedingte Tollheit war es, daß er in Amerika eine Wette um 10000 Dollars einging, die Stromschnellen und Wirbel unterhalb der Niagarafälle zu durchschwimmen.

Wenn man auch den Engländern und Amerikanern als den berufenen Vertretern von allerhand Ausschreitungen, die mit dem Namen „Spleen“ bezeichnet werden, vieles zutrauen darf, vor dem die übrige normal geartete Welt ohne weiteres zurückschreckt, das traute man dem tollkühnen Kapitän doch nicht zu. Als er aber wirklich Ernst machte, da ließ man es von allen Seiten an Warnungen nicht fehlen. Vergebens. Am Nachmittage des 24. Juli 1883 vollführte er das entsetzliche Wagnis. Zwischen 4 und 5 Uhr ging er vor den Augen einer etwa 500 Köpfe beiderlei Geschlechts zählenden Zuschauermenge an die Ausführung seiner That.

In einem kleinen Boote fuhr er von der kanadischen Seite des Niagara-Flusses unterhalb der Fälle hinaus in den Strom und sprang dann, nur mit einer einfachen Schwimmhose bekleidet, in das tosende Wasser. Sofort wurde er von dem Strudel gepackt und im Augenblicke eine große Strecke weit fortgerissen. Grauenhaft war es anzusehen, wie der tollkühne Schwimmer von der Gewalt des Elements bald emporgehoben, bald in die Tiefe gerissen wurde. Zuletzt sah man ihn, als er in den Bereich des großen Strudels kam. Mit atemloser Spannung verfolgte man jede Bewegung des mit dem Wogenprall ringenden Mannes. Jetzt ward er von einer schäumenden Welle verschlungen und ein banger Schrei entrang sich so mancher Brust. Aber nein, da tauchte er auf, erst der Kopf, dann Nacken, Schultern und Arme, und mit kräftigem Stoße teilte er wieder die ihn umzischenden und umbrausenden Wogen. Doch nur eine kurze Strecke weit schwamm er so, da hob er plötzlich beide Arme empor und fuhr ein paar mal mit denselben mit wilder, ruckartiger Bewegung in der Luft umher, dann verschwand er unter den Fluten. Lautlos starrte die Menge in die Wasser, die sich über ihm geschlossen hatten.

„Sie rauschten herauf, sie rauschten hernieder, Den Jüngling bracht' keines wieder.“ So im Schiller'schen Liede, so auch hier. Der Kapitän kam nicht wieder zum Vorschein. Nach mehreren Tagen erst, nach langem Suchen, fand man endlich seinen Leichnam in Leweston, vier Meilen unterhalb der Fälle. Er hatte seine Waghalsigkeit mit dem Leben gebüßt.